Zeitschrift: Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 12 (1916)

Artikel: Vom Zerfall der Mundart : Persönliches aus dem Sprachleben
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-595154

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Zerfall der Mundart.

Persönliches aus dem Sprachleben.

Wir deutsche Schweizer sind alle darin einig, daß wir die Erhaltung unserer Mundart wünschen. Nun haben freilich aufmerksame Beobachter und berufene Beurteiler längst die Tatsache bemerkt, daß unsere Mundart gefährdet ist. Nicht zwar in dem Sinne gefährdet etwa, daß wir deutsche Schweizer unsere Heimatsprache als nicht vornehm genug aufzugeben gedächten, wie es im Lauf der letzten zweihundert Jahre die Norddeutschen und unsere welschen Landsleute getan haben; aber die Mundart selber ist in einer Art Zerfall begriffen, wird von einer steigenden Zahl von Schweizern nicht mehr rein gesprochen, verliert dadurch an Kraft und Eigenart und schleift sich ab in einer ihrem Wesen und Wert verhängnisvollen Weise.

Ob sich dagegen etwas tun läßt? Was sich dagegen tun läßt? Das sind eigentlich recht wichtige Fragen für den, der schweizerische Art liebt. Aber sie sind auch schwer zu beantworten. Die heimatschützerische Bewegung und die sogenannte „nationale" Bewegung treten natürlich warm für die Mundart ein. Was aber für diese getan wird, liegt immer in derselben Richtung: das Gebrauchsgebiet der Mundart will man ausdehnen, die verhältnismäßig seltenen Gelegenheiten, bei denen wir hochdeutsch sprechen, sollen womöglich verschwinden. Das ist freilich die leichteste und einfachste Art, etwas für die Mundart zu tun. Aber damit, daß wir bei behördlichen Verhandlungen und Vereinsanlässen weniger oder gar nicht mehr hochdeutsch sprechen, ist für die Erhaltung der Mundart nichts getan. Die große Frage ist, wie wir ihren Zerfall aufhalten. Dieser Zerfall wird sogar eher gefördert, wenn wir uns daran gewöhnen, die Mundart zur Verhandlungssprache zu machen, d. h. zu etwas zu mißbrauchen, wofür sie nicht ausgebildet ist. Da entstehen dann solche Sätze, wie: „Diejenige, die die biträffende Zitunge läsed." Das ist erst recht Zerfall.

Wie jedes andere Uebel wird man auch dieses erst erkennen müssen, ehe man es heilen kann. Wenn wir uns deutlich machen,

wie der einzelne unter uns zur Mundart steht, was er eigentlich für eine Sprache spricht und was für Einflüsse sein sprachliches Verhalten bestimmen, so werden wir am ehesten erkennen, ob und wie den schweizerdeutschen Mundarten zu helfen ist.

Dazu sollen die folgenden Mitteilungen ein Beitrag sein. Um sie niederzuschreiben, mußte der Verfasser die Abneigung überwinden, sozusagen sich selber zum Gegenstand einer schriftlichen Darstellung zu machen. Das ist ihm erst gelungen, nachdem er den Gedanken längere Zeit mit sich herumgetragen hatte, und nur gelungen, weil er sich überzeugt hat, daß solche Selbstbekenntnisse und Selbstuntersuchungen eben um der Mundart und ihrer Zukunft willen einen gewissen Wert haben. Entweder beschreibt man dabei einen Ausnahmefall, dann wäre die Beschreibung deswegen lehrreich, oder etwas sehr häufig Vorkommendes, dann wäre der Fall für Stand und Schicksal der Mundart sehr bezeichnend.

Noch einen andern Widerstand gab es vor dem Niederschreiben zu überwinden: die Abneigung, ein im ganzen recht unerfreuliches Bild zu zeichnen und zu zeigen. Ich kann mit der Geschichte meiner Sprache keinen Staat machen; sie gleicht ein wenig jenen Proletariergeschichten, die etwa von Führern der Arbeiterpartei herausgegeben werden. Es ist die Geschichte einer unsteten Heimatlosigkeit.

Meine Erinnerungen an sprachliche Verhältnisse und Erlebnisse reichen ziemlich weit zurück. Die Zeit völliger Unbefangenheit, die Zeit, in der man spricht wie man es hört und nichts davon weiß, daß man auch anders sprechen könnte, hat bei mir nicht über das siebente Altersjahr hinaus gereicht. In meinem achten Jahre nämlich kam ich in die Gemeindeschule, und da nahmen ich und meine Kameraden wahr, daß die Leute in dem Dorf anders sprachen als wir in unserm, eine halbe Stunde entfernten Weiler. Sie sagten nämlich nîn statt nün (neun), Chingeli statt Chüngeli (Kaninchen) und scheen statt schön. Von da an habe ich bis auf den heutigen Tag fast ununterbrochen in irgend einem sprachlichen Gegensatz zu meiner Umgebung gelebt, und ich habe ihn auch beinahe immer gefühlt.

Wenn das Wort Muttersprache Sprache der Mutter bedeutet, so habe ich niemals eine Muttersprache im wirklichen Sinne gehabt, aber auch eine Vatersprache niemals. Meine Mutter ist eine Appenzellerin, mein Vater Berner. Beide hatten aber schon längere Jahre in der Nähe von Basel gelebt, als ich sprechen lernte, und ihre hei-

matliche Mundart war schon stark abgeschliffen, namentlich beim Vater, der eine Art Allgemeinschweizerdeutsch spricht. Darin liegt nun nichts besonderes; aber auch meine sonstige Umgebung war nicht sprachrein. In meinem Geburtsorte, eine kleine Stunde südwärts von Basel, wohnten zumeist die meinem Vater unterstellten Fabrikarbeiter, dann einige Wirte und Handwerker, und weiterhin auf Höfen Bauern. Fast alle diese Leute waren zugewandert, kaum einer, — von denen, die in meinen Kinderjahren zu meiner täglichen Umgebung gehörten, sicher nicht ein einziger, — war Gemeindebürger, die meisten waren kantonsfremd, Aargauer, Berner, Solothurner, auch einige Badener, Württemberger, Elsäßer und Ostschweizer. Zu meinem vertrautesten Umgang gehörte die Pächterfamilie nebenan, Täufer aus dem Elsaß (heimatberechtigt im Kanton Bern); die Elsäßermundart ist mir deshalb von Kind auf so gut bekannt, daß sie mir heute noch heimelig klingt. Ich bin sicher, daß diese Leute auch irgendwie auf mein sprachliches Verhalten eingewirkt haben. Ebenfalls gewiß ist mir das von der besten Freundin meiner Kindheit, der treuen und gottesfürchtigen Lehrerin der Kleinkinderschule; sie war von Küsnacht und sprach zürcherisch. Auch die vielen Besuche und Aufenthalte im benachbarten badischen Wiesental sind wohl, weil die Unterschiede in der Volkssprache diesseits und jenseits des Rheins sehr gering sind, nicht ohne Wirkung geblieben. Wenigstens heimelt mich auch dieses Alemannisch Hebels an. Wenn ich oberelsäßisch oder wiesentälerisch oder unter-baselbieterisch reden höre, so überkommt mich das wehmütige Gefühl, daß ich meine eigenste Heimatsprache höre, die ich aber selber nicht mehr sprechen kann; es ist mir ein Genuß und wie ein Stück eines wiedergefundenen Paradieses.

Ich selber und meine Alters- und Spielgenossen sprachen ein Unterbaselbieterisch, das wohl nicht ganz und richtig bodenständig war, weil wir ja alle vom Elternhaus anders beeinflußt waren. Von der Mundart des Gemeindehauptortes unterschied es sich bewußt, wie schon beschrieben, und es wird wohl ein wenig gemischt und verwischt gewesen sein.

Im elften Jahre kam ich nach Bern zu den Großeltern und beeilte mich da, umzulernen. Die Verwandten waren der Ansicht, die Baselbieter seien ein besonders rauhes und grobes Volk, man merke es ihrer Sprache an, deshalb hätten sie schon zu Christi Zeiten Rauracher (Rauraci) geheißen. Damals wurde mir also eine Art

Abneigung gegen meine von klein auf gesprochene Mundart beigebracht. Von meinen Mitschülern (ich besuchte ein treffliches Gymnasium) ist mir erinnerlich, daß sie mich einmal fürchterlich auslachten, weil ich i i (ich) mit langem geschlossenem i sagte. Ich erkenne daraus, daß ich damals nicht rein baselbieterisch sprach, denn sonst hätte ich e e ch gesprochen; das ostschweizerische i i muß ich von meinen Eltern gehabt haben, von der Mutter und vom Vater, der es von ihr angenommen hatte.[1]) Ob ich in den zwei Berner Jahren zu einem reinen Berndeutsch gekommen bin, weiß ich nicht. Wahrscheinlich nicht, denn der Aufenthalt wurde immer wieder durch die Ferien unterbrochen, die ich im Elternhause bei Basel zubrachte. Bei einer solchen Gelegenheit erlaubte ich mir, den Vater darauf aufmerksam zu machen, daß mein Bruder (der nicht mit nach Bern gekommen war) „wüst" spreche; das wurde mir natürlich verwiesen. Berndeutsch lernte ich immerhin so gut, daß ich noch heute außerhalb Berns damit ein wenig Staat machen kann; besonders den Tonfall (die Satzmelodie) der Berner glaube ich gut nachahmen zu können. Auch von der Berner Bubensprache lernte ich etwas und erfuhr sogar einige der Geheimnisse des in Bern unter den Gassenjungen üblichen Mattenenglisch, einer Art Rotwelsch.

Geblieben ist mir aber vor allem aus meiner Berner Zeit eine ernste und innige Liebe zur Berner Mundart. Es gibt für mich keine schönere, liebere, gemütlichere und kräftigere Sprache als Berndeutsch. Jede Reise nach Bern ist deswegen für mich ein Genuß. Auch möchte ich für mein Leben gern gut berndeutsch sprechen können, ähnlich wie andere Freude dran haben, glatt französisch oder englisch reden zu können. Berndeutsch ist für mich das eigentliche Schweizerdeutsch, ich möchte sagen das Hoch-Schweizerdeutsch, und wenn ich je im Ausland aufgefordert worden bin, eine Probe unserer Mundart zum Besten zu geben, so versuchte ich es stets mit Berndeutsch. Das mag davon kommen, daß dieses wirklich große Vorzüge hat, mehr aber noch davon, daß ich in Bern zum erstenmal in eine sprachreine Umgebung kam: der ganze Verwandten- und Schülerkreis sprach mit einer einzigen Ausnahme rein berndeutsch. Berndeutsch ist auch eigentlich die Mundart, die ich am besten sprechen kann, wenigstens kenne ich ganz genau ihre Laut- und Wortformen. Ich weiß von jedem Wort, wie es in der Stadt Bern lautet,

[1]) Es könnte auch stadtbaslerisch sein, aber ich hatte vor jener Zeit noch gar keine Beziehungen zur Stadt.

während ich z. B. nicht sicher bin, ob die Befehlsform sei in meinem Geburtsort bis lautete oder nach Basler Art sî g.

Nachher kam ich wieder in die Heimat zurück und besuchte vom Elternhaus aus das Basler Gymnasium. Jetzt galt es von neuem umzulernen. Ich sprach darum bald wieder baselbieterisch. Aber beileibe nicht wie vorher! Denn nun mußte ich städtischen Verhältnissen Rechnung tragen und die Landschaft womöglich abstreifen. In dem wichtigsten Stück freilich gelang es nicht: das bäuerliche Zungen-r ist mir und auch allen meinen Geschwistern geblieben, und deshalb konnte ich niemals ein echter Basler werden. Dagegen mußten die schweizerischen Kehllaute dem oberelsäßischen (neuhochdeutschen) k der Basler weichen; das war sehr wichtig für die Eingewöhnung in die Klasse. Ich mußte jetzt also in der Schule Gghind (Kind), gghaufe (kaufen), Fingge (Finken), Drägg (Dreck) sprechen, fuhr aber im Hause fort, Chind, chaufe, Finkche, Dräckch zu sagen. Und über dieses Schwanken zwischen ch oder kch und hochdeutschem k bin ich nie wieder hinausgekommen. Viel, sehr viel kam auch darauf an, in dem Wort Käse das ä breit auszusprechen, nicht nach Landschäftler Art Chees, sondern wie die Basler Gghääs zu sagen. Mich darin einmal zu verschnappen hatte ich lange Zeit geradezu Angst.

Nach dem Abschluß der Hochschuljahre trat dann zunächst eine Unterbrechung ein: ich kam ins Ausland, sprach einige Jahre fast nur noch Hochdeutsch und Französisch und entfremdete mich der Heimatsprache, die auch von meiner Frau nicht verstanden und von meinen Kindern in den ersten Jahren nicht gesprochen wurde, so sehr, daß ich es fertig brachte, sogar mit Besuchern aus der Heimat, mit deutschen Schweizern, hochdeutsch zu sprechen, was ich heute nur noch mit großem Unbehagen und nur, wenn es nicht anders geht, zu tun vermag. In die Schweiz zurückgekehrt, und zwar in die welsche Schweiz, geriet ich hier vorerst wieder unter berndeutschen Einfluß, weil die meisten Deutschen, mit denen ich zu tun bekam, Berner von ländlicher Herkunft waren. Als ich nach Zürich übersiedelte, glaubte ich nicht, daß ich hier unter neue sprachliche Einflüsse geraten würde. Es ist aber doch geschehen. Vor allem gewannen unter den Laut- und Wortformen, die ich früher einmal besessen hatte, alle diejenigen die Oberhand, die sich in Zürich oder in der Umgebung wiederfanden. Zum Beispiel hat sowohl das baseldeutsche sage (sagen) wie das berndeutsche kurzvokalige säge wieder dem

baselbieterischen langgezogenen s ä g e Platz gemacht, weil sich dieses in Zürich findet. Aber auch ganz Neues habe ich angenommen, z. B. n ü ü d (nicht), sie ch ö n d (können). So verändert sich meine Mundart selbst jetzt, im fünften Jahrzehnt meines Lebens, noch immer etwas.

Zur Ruhe wird meine Sprachentwicklung und auch mein Sprachgefühl wohl nie kommen. Ich spreche niemals einen Tag wie den andern und kaum mit einem Menschen so wie mit dem andern. Ich spreche, wenn ich nach Basel fahre, schon im Zug anders als in Zürich, mit jedem Besuch aus Bern sogleich wieder mehr bernerisch, mit meinem Vater anders als mit den Brüdern. Will ich Eindruck machen, von oben herab mit einem sprechen, so kommt alsbald das baslerische k zum Vorschein. Das alles gibt sich absichtslos und ganz von selber. Aber ich fühle sehr oft und schmerzlich, daß ich keine sichere Sprache habe. Ich habe keine Freude an meinem Sprechen und finde meine Rede abgeschmackt und unschön. Es ist mir dabei niemals behaglich. Das ist die Folge der früh begonnenen sprachlichen Unsicherheit.

Ich will auch noch einiges über mein Verhältnis zum gesprochenen Hochdeutsch sagen; denn auch hieran besitze ich einige frühe Erinnerungen. In meiner Berner Schulzeit (zwischen zehn und zwölf Jahren) wurde ich gewahr, daß es gutdeutsch sei, m i ch und d i ch mit weichem ch zu sprechen, und ich begann das in den Unterrichtsstunden anzunehmen, durfte es aber nicht lange fortsetzen, weil sich die Mitschüler diese „gelehrten Endungen" verbaten und sie ausdrücklich nur solchen Schülern erlaubten, die von reichsdeutschen Eltern abstammten. Ich weiß auch bestimmt, daß ich schon in jener Berner Zeit mit Reichsdeutschen, die mich anredeten, hochdeutsch sprach, auch wenn sie in Bern wohnten und berndeutsch verstanden. Etwa im siebzehnten Altersjahr kam ich in Basel ein zweites Mal wegen zu gezierten Hochdeutsches vor Klassengericht. Ich hatte nämlich zu einem neuen Mitschüler, der noch nicht Schweizerisch verstand, gesagt: „Wo hast du welche gesehen?" Das w e l ch e wurde beanstandet.

Ebenfalls in meiner Schülerzeit hörte ich in Basel einen Vortrag über die Mundart von dem seither berühmt gewordenen Sprachgelehrten Otto Behaghel. Da vernahm ich zum ersten Mal und zu meinem nicht geringen Schrecken die Ansicht, daß die Tage der Mundart gezählt seien, daß alle Mundarten einmal der Gemeinsprache

weichen würden. Dieses Urteil eines Professors, der ja Bescheid wissen mußte, hat mich lange Zeit geplagt; der Gedanke, daß er recht haben könnte, war mir furchtbar. Man hatte mir etwas sehr Liebes genommen, den Glauben an die Ewigkeit eines vergänglichen Gutes, ein Stück Kindheitglaubens.

Ich kann auch genau sagen, wo und wann ich zum ersten Mal an einem unangebrachten Fremdwort Anstoß nahm. Ich hatte bei einer Schulfeier in Bern ein Gedicht aufgesagt und wurde nachher von einer Dame, einer echten Stadtbernerin, dafür beglückwünscht. Sie nannte das Gedicht eine sehr schöne Poesie, und ich fand das abscheulich und nahm mir vor, niemals so zu sagen. Ich sprach jedoch mit keinem Menschen darüber, war auch in meinem Urteil von niemand beeinflußt worden und hörte erst viel später von einem Kampf gegen die Fremdwörter. Ich freue mich heute, daß ich mit elf Jahren ein so gesundes sprachliches Gefühl hatte. Im übrigen widerstand ich dem Reiz nicht, den der Gebrauch gelehrter oder doch fremder Ausdrücke für den angehenden Lateinschüler hat. Mit 17 Jahren sagte ich Lui kators statt Ludwig der Vierzehnte und schrieb sæculum für Jahrhundert und 7 h statt sieben Uhr. Doch hielten sich ziemlich lange die aus dem Elternhaus mitgebrachten deutschen Wörter Fleischbrüeh und Hoorschnider und wichen erst in der Studentenzeit dem bouillon und dem coiffeur. Ortsbezeichnungen wie der Tiergarte, Nanzig (bei Nanzig hatte nach dem Dorfschul-Lesebuch 1477 Karl der Kühne Schlacht und Leben verloren) und Beefert wichen schon früher der städtischen Bildung und wurden der Zoologisch, Nancy und Belfort.

Ich habe bereits gesagt, daß ich mich infolge meiner schwankenden Sprechweise unsicher und unbehaglich fühle. Ich weiß nicht, wie ich sprechen soll. Ich kenne sehr viele Wörter, weiß aber nicht immer wohin sie gehören. Beispiele: Fürtuech oder Fürtech (Schürze) ist mir ganz geläufig, aber ich weiß nicht, ob es nur bernisch oder auch baselbieterisch ist. Umhang (Vorhang) ist mir geläufig, ich glaube, daß man in Basel so sagt, weiß aber nicht, ob auch auf der Landschaft. Von Kind auf kenne ich fuere (sättigen), grüentschele (Geschmack des ungenügend gerösteten Kaffees), eim der Marsch mache (einen tüchtig ausschelten); aber ich weiß nicht, wo man so sagt und wo nicht. Ich weiß, daß ein bekanntes Kartoffelgericht in Bern Röschti heißt, kenne aber dafür von klein auf

auch die Namen Breusi und brägleti Härdöpfel ohne zu wissen, woher ich sie habe und welcher von den dreien der Sprache meines Geburtsortes und meiner ersten Kinderjahre angehört. In den ersten Zürcher Jahren versuchte ich vor der Schulklasse schweizerdeutsch zu sprechen, wenn ich gemütlich werden wollte. Nachdem aber einige Male ein den Kindern fremdes Wort, z. B. chäre (klagen), von der Klasse mit Gelächter empfangen worden war, ließ ich mehr und mehr davon; wie mir denn auch sonst die Unsicherheit so peinlich werden kann, daß mir eigentlich am wohlsten ist, wenn ich hochdeutsch sprechen muß. Dagegen höre ich viel lieber schweizerdeutsch als irgend etwas anderes, und kein Theater, kein noch so schönes Konzert macht mir im entferntesten so viel Freude wie eine Vorlesung in Mundart, zumal wenn es berndeutsch ist. Ueberhaupt liebe ich leidenschaftlich das Schweizerdeutsche wie wenig anderes auf der Welt.

Mein Verhältnis zur Mundart ist nicht gesund zu nennen. Ich kann es durch öftern Ortswechsel nicht genügend entschuldigen, denn von den ersten 23 Jahren meines Lebens habe ich außer zwei in Deutschland zugebrachten sprachlich bedeutungslosen Semestern nur zwei Jahre außerhalb meines Geburtsortes verlebt. Aber verderblich wirkte, daß ich unter einer Mischbevölkerung ebenfalls Zugewanderter aufwuchs und daß schon meine Eltern von anderswo kamen. Darnach wäre also vor allem die Bevölkerungsbewegung schuld an der Untergrabung der mundartlichen Reinheit und des Sprachgefühls. Wenn ein beträchtlicher Teil oder gar ein wachsender Bruchteil der deutschen Schweizer unter denselben Verhältnissen aufwächst, so muß sich die Mundart verwischen. Sollte sich daraus allmählich eine Ausgleichung der Mundarten und ein allgemeines Schweizerdeutsch bilden, so fragt es sich, ob eine solche mehr einheitliche Sprache nicht vielleicht mehr Widerstandskraft gegen das eindringende Schriftdeutsch hätte als die bisherige, in hundert örtliche Mundarten gespaltene. Ich glaube es nicht; denn einer solchen Sprache würde gerade das Kräftige, Eigenartige fehlen, was uns die Mundart lieb macht. Alle örtlichen Besonderheiten würden wegfallen, besonders im Wortschatz die allgemein süddeutschen oder die schriftdeutschen Wörter die örtlichen verdrängen (z. B. jammere an Stelle von chäre treten), und auch im Lautbestand eine gewisse Unsicherheit einreißen, wiederum zugunsten der schriftdeutschen Form. Wir hätten dann eine Mundart, die nur noch übersetztes

Hochdeutsch wäre, etwa nach der Art, in der heute schon ein Richter oder ein Ausschußobmann einen amtlichen Bericht auf Schweizerdeutsch erstattet, daß ein Stenograph ohne Mühe hochdeutsch nachschreiben kann, eine Sprache, die dem Schriftdeutschen keinen Widerstand entgegensetzen kann und für deren Untergang es auch nicht schade wäre.

Deshalb erscheint der Schutz der einzelnen Mundarten mit allen ihren eigensten örtlichen Eigenheiten als das richtige Mittel und das einzige, das die schweizerdeutsche Sprache vor Zerfall, Entartung und Entwertung wirksam schützen kann. Allein wir stoßen damit wieder auf ein anderes Hindernis: je stärker die örtliche Mundart ist, je zäher sie sich dem Eindringen fremder Einflüsse entgegensetzt, desto schneller und sicherer wird der aus einer andern Gegend zugewanderte Schweizer sprachlich enteignet. Ich hätte vielleicht meine wenn auch unvollkommene Baselbieter Mundart behalten, wenn man ihr in Bern und in Basel nicht mit einer gewissen Mißachtung begegnet wäre. Jedenfalls ist der sprachliche Heimatschutz nur für die Einheimischen ein Schutz, die Sprache der Zugewanderten zersetzt er erst recht; er erhält also einerseits Mundart, zerstört aber auf der andern Seite auch wieder Mundart.

Wie kann allen diesen Mächten der Zerstörung begegnet werden? Man pflegt sonst für Aufgaben solcher Art die Schule auf den Plan zu rufen. Aber hier wird man es schwerlich können. Die Schule muß zuerst auf das Leben vorbereiten, also auf sprachlichem Gebiete, da wir Schweizerdeutsch nicht schreiben können, hochdeutsch lesen und schreiben lehren, wobei es schon ein gewisses Geschick und guten Willen braucht, wenn die Mundart keinen Schaden erleiden soll. Gar noch tätigen Mundartenschutz zu treiben, dazu fehlt es der Volksschule wirklich an Zeit und Vermögen. Und unsere Lehrerschaft steht ja auch in der Freizügigkeit. Berner und Ostschweizer lehren in Basel, Oberländer im Seeland, Rheintaler am obern Zürchersee, Toggenburger in Zürich. Sie müssen selber zur verflachenden, ausgleichenden Entwicklung beitragen. Beständen aber auch alle diese Bedenken nicht, so ist es immer noch gewiß, daß die Schule gegen so starke und zugleich so in der Stille wirkende und so schwer faßbare Naturgewalten, wie es das sprachliche Anpassungsbedürfnis zumal eines Kindes und die gegenseitige Beeinflussung ähnlicher Mundarten sind, nichts wirksames ausrichten kann. Wie viel man einem guten Volksschulwesen sonst zutrauen mag, d a s bringt keine Schule fertig.

Mein persönlicher Fall ist in einer Hinsicht gewiß einer von den schlimmsten: zu den äußern Einflüssen ist ein starkes angebornes Anpassungsvermögen gekommen, das nicht überall besteht. Aber in der an Zahl zunehmenden Arbeiterbevölkerung und in jeder Stadtbevölkerung der Schweiz sind die Fälle sehr häufig, wo ein Mensch, ehe er erwachsen ist, viel öfter als ich, vielleicht drei, vier Mal den Wohnort wechselt. In dieser Hinsicht gehört mein Fall wieder zu den günstigeren.

Ich habe für den schmerzlichen Verlust der Heimatsprache einen Ersatz gesucht in der liebevollen Pflege und stetigen Verbesserung meines Hochdeutschs, eine Zeit lang auch in der eifrigen Erlernung mehrerer fremder Sprachen. Insbesondere habe ich mich bemüht, ein lebendiges, nicht buchmäßiges Hochdeutsch zu sprechen, und es ist mir wenigstens gelungen, dabei alle Befangenheit und Steifheit abzulegen, so daß es mir keine Anstrengung ist, hochdeutsch zu sprechen. Aber die Frage bleibt bei alledem bestehen: kann der Zerfall der Mundarten abgewehrt werden? Denn wie groß unsere Freude an unserer herrlichen und reichen deutschen Gemeinsprache sei, als Schweizer schmerzt und drückt uns dieser Zerfall. Es wird jedem rechten Deutschschweizer so gehen. Bl.